



Feierabend



Ein erschütterndes Kriegsbuch: „Im Westen nichts Neues.“

Im Propyläen-Verlag, Berlin ist unter dem Titel „Im Westen nichts Neues“ ein Buch erschienen (Preis M. 4.—, geb. M. 6.—), das als das größte und ergreifendste Kriegsbuch bezeichnet werden kann, das jemals erschienen ist. Sein Verfasser ist Erich Maria Remarque ein junger Deutscher, der in diesem Buche das Erlebnis der Generation gibt die vor der Schulbank weg in den grauenhaften Krieg getrieben werden. Er setzt seinem Buche die Worte voran: „Dieses Buch soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege geführt wurde — auch wenn sie keinen Granaten entkam.“ Was Remarque berichtet, ist einfach und klar und eben darum höchste Kunst, denn trotz seiner Schlichtheit vermag es die stärksten Erschütterungen beim Leser hervorzurufen. Was dieses Buch lehrt, das ist, daß der Krieg nicht nur Menschen und Güter vernichtet, sondern daß er Seelen um ihre Jugend beraubt und zu Greisen machen kann.

Darum ist das Buch dennoch sowohl Anklage als Bekenntnis. Der buchhändlerische Erfolg des Buches ist ein ungewöhnlicher und er ist wohlverdient. Die Erinnerung an den Krieg sinkt leider immer mehr in Vergessenheit. Möge die weiteste Verbreitung dieses Wertes der heutigen und den kommenden Generationen als Lehre und Mahnung dienen!

Zwei Episoden aus dem Roman.

Die Kinderkrieger im Gefecht.

Das größte Verbrechen des Krieges, das war das Hinausschicken der Kinder, die eben erst von der Schulbank kamen. Zitternd vor Todesangst kamen sie hinaus, hilflos schmeigten sie sich an die älteren Kameraden. In ihren Augen blickte der tausendfach verstärkte Trieb zum Leben stand die Angst, sterben zu müssen, ohne gelobt zu haben.

Wir ändern alle konnten uns am Abend vor dem Angriff eine Philosophie zurecht-machen: Was ist schon dabei, wenn du fällst. Das Schöne im Leben, den Kuß einer Frau.

den Kuß der Sinne, die Herrlichkeit der Berge und Meere, alles hast du schon einmal gelostet. Auf die Wiederholung kommt es nicht an. Zwanzig, dreißig Jahre später sind auch die andern, die diese Nacht nicht in die Festbahn kommen, bei dir in der Grube. Das muß man sich sagen, wenn man nicht verrückt werden wollte.

Der junge Soldat aber starb mit den Lippen am Stiel, ohne getrunken zu haben. Er wurde abgeschossen, wie man ein gefundenes Glied abschneidet, wurde hingerichtet wie ein unberührtes Kind auf dem Opferstein. Für jeden dieser gefallenen Knaben hätte man zehn Kriegspfeiffer, die ihnen die Schönheit des „Heldentodes“ predigten aufhängen müssen.

Remarque schildert, wie sie den „Heldentod“ starben:

„Angriff, Gegenangriff, Stoß, Gegenstoß — das sind Worte, aber was unschließen sie! Wir verlieren viele Leute am meisten Krieger. Auf unserem Abschnitt wird wieder Ersatz eingeschoben. Es ist eines der neuen Regimenter, fast lauter junge Leute der letzten angesehenen Jahrgänge. Sie haben kaum eine Ausbildung, nur theoretisch haben sie etwas über können, ehe sie ins Feld rückten. Was eine Handgranate ist, wissen sie zwar, aber von Dedung haben sie wenig Ahnung, vor allen Dingen haben sie keinen Blick dafür. Wie die Schafe drängen sie sich zusammen, anstoßen auseinanderzulaufen und selbst die Verwundeten werden noch wie Hasen von den Fliegern abgeknallt.

Die blaffen Erdrückensgestichter, die armselig geklafften Hände, die jammervolle Tapferkeit dieser armen Hunde, die trotzdem vorgehen und angreifen dieser braven, armen Hunde, die so verblüht sind, daß sie nicht laut zu schreien wagen und mit zerrissenen Brüsten und Wunden und Armen und Beinen laufe nach ihrer Mutter wimmern und gleich aufhören, wenn man sie ansieht!

Ihre roten, flammigen, spigen Gesichtser haben die menschliche Ausdrucklosigkeit gestorbener Kinder.

Es sieht einem in der Stehle wenn man sie ansieht, wie sie aufspringen und laufen und fallen. Man möchte sie verprügeln, weil sie so dünn sind, und sie auf die Arme nehmen und wegbringen von hier, wo sie nichts zu suchen haben. Sie tragen ihre grauen Röcke und Hosen

und Stiefel, aber den meisten ist die Uniform zu weit, sie schlottert um die Glieder die Schultern sind zu schmal, die Körper sind zu gering, es gab keine Uniformen, die für dieses Kindermaß eingerichtet waren.

Auf einen alten Mann fallen fünf bis zehn Krieger.

Ein überraschender Gasangriff rafft viele weg. Sie sind nicht dazu gelangt, zu ahnen was ihrer wartet. Einen Unterstand voll finden wir mit blauen Köpfen und schwarzen Lippen. In einem Trichter haben sie die Masken zu früh losgemacht; sie wußten nicht, daß sich das Gas auf dem Grunde am längsten hält; als sie andere ohne Masken oben sahen, rissen sie sie auch ab und schluckten noch genug, um sich die Lungen zu verbrennen. Ihr Zustand ist hoffnungslos, sie würgen sich mit Ausstürzen und Ersticken anfallen zu Tode.“

Eine stummgewordene Generation.

Der Knabe, der das alles mitgemacht, der mit seinen zwanzig Jahren schon ein alter Mann geworden ist, kommt zur Mutter in Urlaub. Man kann beim Lesen dieses Kapitels kaum noch atmen, so zieht einem der Schmerz um diese Generation den Hals zu:

„Auf dem Perron sehe ich mich um; ich kenne niemand von den Leuten, die da haften. Eine rote-Kreuz-Schwester bietet mir etwas zu trinken an. Ich wende mich ab sie lächelt mich zu albern an, so durchdrungen von ihrer Wichtigkeit: Seht nur, ich gebe einem Soldaten Kaffee. — Sie sagt zu mir „Kamerad“, das hat mir gerade gefehlt.

Draußen vor dem Bahnhof aber ranicht der Fluß neben der Straße, er zieht wach aus den Schlingen der Mühlenbrücke hervor. Der vieredige alte Wakturm steht daran und vor ihm die große, bunte Linde, und dahinter der Abend.

Unter meinen Stiefeln knarrt die Treppe. Oben klappt eine Tür, jemand blickt über das Geländer. Es ist die Küchentür, die geöffnet wurde, sie haben dort gerade Kartoffelpuffer, das Haus riecht danach, heute ist ja auch Sonn- aberd, und es wird meine Schwester sein die sich herunterbeugt. Ich schätze mich einen Augenblick und heute den Stoff, dann nehme ich den Helm ab und sehe hinauf. Ja, es ist meine älteste Schwester.

„Paul“, ruft sie, „Paul —!“

Ich lehne mich an die Wand und umklammere meinen Hals und mein Gewehr. Ich umklammere sie so fest es geht, aber ich kann keinen Schritt mehr machen, die Treppe ver-schwimmt vor meinen Augen, ich stoße mir den Kellen auf die Füße und presse zornig die Zähne zusammen, aber ich kann nicht gegen dieses eine Wort an, das meine Schwester ge-rufen hat, nichts kann dagegen an ich quäle mich gewaltig, zu lachen und zu sprechen aber ich bringe kein Wort hervor, und so stehe ich auf der Treppe, unglücklich, hilflos in einem fürchterlichen Krampf, und will nicht, und die Tränen laufen mir immer nur so über das Ge-sicht.

Nun höre ich die Stimme meiner Mutter. Sie kommt aus dem Schlafzimmer.

„Ist sie nicht auf?“ frage ich meine Schwe-ster.

„Sie ist krank —“ antwortet sie.
Ich gehe hinein zu ihr, gebe ihr die Hand und sage, so ruhig ich kann: „Da bin ich, Mutter.“

Es ist der letzte Abend zu Hause. Alle sind schwermütig. Ich gehe früh zu Bett, ich fasse die

Rissen an, ich drücke sie an mich und lege den Kopf hinein. Wer weiß, ob ich je wieder so in einem Federbett liegen werde!

Meine Mutter kommt spät noch in mein Zimmer. Sie glaubt, daß ich schlafe und ich stelle mich auch so. Zu sprechen, noch miteinander zu sein, ist zu schwer.

Sie sitzt fast bis zum Morgen, obgleich sie Schmerzen hat und sich manchmal krümmt. Endlich kann ich es nicht mehr aushalten, ich tue, als erwache ich.

„Geh schlafen. Mutter, du erkältest dich hier.“

Sie schweigt. Dann fragt sie leise: „Fürchtest du dich sehr?“
„Nein, Mutter.“

„Ich wollte dir noch sagen: Nimm dich vor den Frauen in Acht in Frankreich. Sie sind schlecht dort.“

Ah Mutter, Mutter! Für dich bin ich ein Kind — warum kann ich nicht den Kopf in deinen Schoß legen und weinen? Warum muß ich immer der Stärkere und der Gefähigere sein, ich möchte doch auch einmal weinen und ge-tröstet werden! Ich bin doch wirklich nicht viel mehr als ein Kind, im Schrank hängen noch

meine kurzen Knabenhosen — es ist doch erst so wenig Zeit her, warum ist es denn vorbei? So ruhig ich kann, sage ich: „Wo wir liegen, da sind keine Frauen, Mutter.“

„Und sei recht vorsichtig dort im Felde, Paul.“

Ah Mutter, Mutter! Warum nehme ich dich nicht in meine Arme und wir sterben. Was sind wir doch für arme Hunde!

„Ja, Mutter, das will ich sein.“

Das Zimmer ist dunkel. Der Atem meiner Mutter geht darin hin und her. Dazwischen tickt die Uhr. Draußen vor den Fenstern weht es. Die Kastanien rauschen.

Auf dem Vorplatz stolpere ich über meinen Tornister, der fertig gepackt daliegt, weil ich morgen sehr früh fort muß.

Ich beise in meine Kissen ich krampe die Häute um die Eisenstäbe meines Bettes. Ich hätte nie hierherkommen dürfen. Ich war gleichgültig und oft hoffnungslos draußen; — ich werde es nie mehr so sein können. Ich war ein Soldat, und nun bin ich nichts mehr als Schmerz um mich, um meine Mutter, um alles, was so trostlos und ohne Ende ist.

Ich hätte nie auf Urlaub fahren dürfen.“

Kampfanfrage.

Von Emil Schibli.

Die ihr über die Leiber der Völker stampft, redend und rechnend, während gepöbeln von Schmerzen die Masse schreit — ;

die ihr, als einziges Gut das Geld begehrend, nichts wagt von Maß und Gerechtigkeit, nicht seht, wie die Erde von Sklavenschweiß dampft,

nicht fahlet die Qual in Millionen Herzen: Euch künden wir Kampf an, blutjagende Drachen!

Denn wir, wir Volk, sind der Pulsschlag der Welt!

Wir sind das Blut, das sie erhät!
Wir sind die treibende Kraft auf Erden!
Wir wollen stark, wir wollen Sieger werden!
Brüder, wir müssen erwachen!

Mai-Geschenke.

Der 1. Mai, von der 1. Internationale zum Festtag des Proletariats erkoren, von den Genossen des Heldenzeitalters der Partei unter schweren Opfern erkämpft, ist Staatsfeiertag geworden.

Den Asten, welche mitgekämpft haben, ist der Tag heilig. Den Jungen und allen, welche neu zur Partei stoßen, müssen Festzug und Rede, Musik und Festdichtung die Bedeutung des größten proletarischen Festtags zu Bewußtsein bringen.

Den Kindern aber muß zu alledem noch das Mai-Geschenk kommen, damit sie schon lange voraus sich auf den 1. Mai freuen, damit er einen Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens bedeute.

Unsere Kinder sind im allgemeinen nicht verwöhnt; auch kleine Geschenke werden bei ihnen große Freude auslösen. Aber je schwerer proletarische Eltern sich die Keller absparen, desto sorgfältiger heißt es überlegen und auswählen. Gewöhnlich gibt es nur zu Weihnachten, vielleicht noch zu Geburts- oder Namenstagen Geschenke. Diese Freuden sollen keinem Kinde genommen werden. Aber der 1. Mai muß in die Reihe der Festtage einrücken, denen das Kinderherz entgegen schlägt. Da heißt es eben einteilen und auswählen: Ein Beispiel: Ziel der Wünsche vieler Kinder sind Hand- und

Schlagball, Schwimmbrosen, Wanderblusen, Trainier- und Touristenhosen, Wanderkleider, Rucksäcke, Botanikerkomplett, Pflanzenstecher, Kaugummi, u. v. a. dgl.

All diese Dinge können jungermännlich nur im Frühling, am besten zum 1. Mai geschenkt werden, denn dann können sie gleich in Gebrauch kommen — und nur dann lösen sie Freude aus. Liegen sie aber auf dem Weihnachtstisch und müssen monatelang im Kasten warten, dann kann es vorkommen, daß der Sechsjährige zuerst ein paar Wochen lang bei jedem Sonnenblick fragt: „Kommt noch nicht der 1. Mai?“ — Dann aber vergißt; und gegen den Sommer zu ist die Freude an den Sachen, die neu und doch schon so alt sind, abgestanden.

Darum, proletarische Mütter, die ihr die Seelen eurer Kleinen kennt, schenkt ihnen zu Weihnacht warme Kleider und Wollsocken, womöglich auch Bücher und Zimmerpielzeug, bei dem sie ruhig sitzen, zum 1. Mai aber, was Sommerlust bedeutet und verschmelzt die natürliche Kinderfreude am Laufen und Springen, Wandern und Schwimmen, den Zug der Kinder zur Natur mit den Gedanken und Sehnsüchten an den 1. Mai!

Am Wege.

Frei nach dem Englischen von Max Havel.

Der Henker schritt zum Galgen, und die Menge sprach schlechte Worte über ihn. Sie verachtete ihn. Es schien ihr etwas von überheblicher Gewalt und Unrecht; an der Gestalt des Henkers zu hängen. Sie fühlte es dunkel.

Hinter dem Henker schritt in feierlich schwarzem Kleide mit Halskrause und Barett der Richter. Und die Menge trat ehrfürchtig zur Seite und verneigte sich vor ihm. Sie glaubte die himmlische Gerechtigkeit in menschlicher Gestalt vor sich hinwandeln zu sehen.

Da aber tat der Henker den Mund auf und sagte zur Menge: „Warum verachtet ihr mich?“

„Weil du tötest!“ schrie ihm die Menge zu. „Weil du tötest!“

„Ich vollziehe nur den Spruch des Richters, der da hinter mir geht!“ antwortete der Henker. „Darum, wenn ihr wen verachten wollt — verachtet den Richter!“

Der Richter aber sagte eilig: „Wie? Ihr wollt mich verachten? Mich? Bestünde das

Gezetz nicht — ich könnte nie den Todespruch sprechen! Verachtet darum das Gezetz, nicht mich!“

Das Gezetz aber sprach zur Menge: „Haltet ihr nicht zugegeben, daß ich gemacht werde, so wäre ich nicht da! Daher verachtet euch selbst!“

Die Menge zerstreute sich.

Der Tod in der Armbanduhr.

Was würden Sie tun, wenn sie eine halbe Million im Vermögen, aber nur noch ein Jahr zu leben hätten? — Das Leben, das mitunter etwas brutale Scherze liebt, hat jetzt 5 Frauen im Ernst vor diese Frage gestellt.

Amerika war in den Weltkrieg eingetreten und es wurden riesige Geschäfte gemacht. Die United States Radium Corporation gab die Parole aus: „Leuchtet euren schükken das Leben! Darum: Armbanduhrer mit Radiumzifferblatt und Radiumzeigern für die Soldaten an die Front!“ Und bald wurde in den Fabriken dieser Gesellschaft in New Jersey fieberhaft an der Herstellung solcher Uhren gearbeitet. Das war Arbeit, die eine leichte Hand erforderte, also Frauenarbeit. Es meldete sich eine Menge Frauen; und da die radiumhaltige Lösung möglichst dünn auf Ziffer und Zeiger aufgetragen werden mußte, nahmen viele Frauen den Pinsel immer wieder zwischen die Lippen, um ihn so möglichst fein zuspitzen.

Jetzt, zwölf Jahre später, zeigen sich seltsame und zugleich fürchtbare Erscheinungen. Eine der Frauen, die damals in New Jersey arbeitete, Mrs. Edna Husmann, wollte vor einiger Zeit abends ausgehen und begab sich um sich fertig zu machen in ihr Ankleidezimmer. Noch ehe sie dazu kam, das elektrische Licht einzuschalten, schrie sie entsetzt auf; denn ihr Ankleide Spiegel hatte ihr in der Dunkelheit ein Gesicht gezeigt, von dem ein fahler Schimmer ausging, und — das ihr eigenes war. Der Arzt, den sie sofort befragte, stellte die Diagnose: Schwere Radiumvergiftung. Und als ob die Inkubationszeit dieser Vergiftung zwölf Jahre betrage, meldeten sich fast gleichzeitig noch vier andere Frauen mit schweren Vergiftungserscheinungen: eine war schwerhörig geworden, eine fast vollkommen erblindet, bei einer war eine

Verlürzung des einen Beines bei der vierten eine solche des einen Armes aufgetreten; bei allen aber lautete der Urteilspruch der Aerzte auf Tod, innerhalb der nächsten sechs Monate. Die fünf Frauen erboben gegen die Kadimngesellschaft hohe Schadenersatzansprüche, die ihnen wenn auch nicht in vollem Umfange, so doch in Höhe von nahezu 500.000 Mark je Kopf zugesprochen und auch ausbezahlt wurden.

Die fünf Frauen haben noch vier Monate vor sich. Sie genießen diese Zeit und ihren Reichtum und hoffen — daß die Aerzte geirrt haben. Die bürgerliche Presse veröffentlicht diese Sensationsnotiz unter der Ueberschrift „Fünf Frauen sterben fürs Vaterland“. Sterben sie nicht vielmehr für den Profit der Fabrikanten, die ihre Gewinne aus der gefährlichen Arbeit der Frauen gezogen haben?

Der Fahrstuhlführer.

Novelle von Henryk Sienkiewicz.

In einer Gesellschaft erzählte man einmal viel von wunderbaren Ereignissen, Ahnungen, Visionen und ähnlichen Dingen, mit denen sich die Menschen jetzt immer mehr befassen, so wohl berufene wie unberufene.

Unter den Gästen war auch der Hausarzt der Familie, von der die Einladung ausgegangen war, zugegen, ein Mann, der sich, schon mit Rücksicht auf seinen Beruf, in skeptischen Aeußerungen gefiel. Eine der anwesenden Damen wandte sich daher an ihn mit der Frage, ob ihm jemals etwas widersfahren wäre, wofür er keine Erklärung hatte.

„In meinen jüngsten Jahren“, sagte der Doktor, „hatte ich einen Traum, besser gesagt, eine Reihe von Träumen, die so merkwürdig waren, daß sie alles in Schatten stellten, was ich soeben gehört habe. Falls die Herrschaften es wünschen, könnte ich meinen Fall erzählen.“

Man war selbstredend einverstanden, und der Doktor begann seine Geschichte:

„Vor zwölf Jahren weilte ich zur Kur in Biarritz. Gleichzeitlich war ich in eine Engländerin verliebt, die ein mit Schuppen befallenes Badefloß trug. Es war dies eine ganz absonderliche Miß, ein launisches Ding voll selbstamer Kapriolen. Einmal zum Beispiel mußten wir — ich und noch einige ihrer Verehrer — bis drei Uhr morgens in einem Boot mit ihr verbleiben. Wir betrachteten die Steine und sprachen von der Wahrscheinlichkeit der Seelenwanderung aus der Sphäre eines Planeten in die eines anderen. Ich lehrte äußerst müde nach Hause zurück und schlief beim Lesen eines Briefes, den ich auf dem Schreibtisch vorgeschunden hatte, im Schlaf ein. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, schien es mir, ich habe in irgendeiner großen Stadt ein mir unbekanntes Haus verlassen und vor dem Tor einen Leichenwagen erblickt. Zu ihrer Orientierung, meine verehrten Herrschaften, möchte ich hinzufügen, daß man in Frankreich die Toten nicht auf jener Art Pyramide, wie bei uns, zu Grabe führt; die dortigen Leichenwagen „corbillards“ genannt, haben die Form einer länglichen, von den Seiten verglasten Karosse mit einem Türchen hinten, durch das der Sarg hineingeschoben wird. Eben einen solchen Wagen hatte ich im Traum erblickt. Aber nicht genug damit, beim Leichenwagen stand ein Pärchen, vielleicht fünfzehnjährig, bekleidet mit einem schwarzen Spencer mit schmalen Vorstößen und einer Reihe kleiner Metallknöpfe entlang dieser Vorstöße. Als er mich erblickt hatte, öffnete er das Türchen des Leichenwagens und machte eine freundliche Handbewegung, die mich einlud, hineinzugehen, richtiger gesagt, mich hineinzuschieben. Obwohl im Traum die grotesksten Dinge für möglich gehalten werden, ersah ich dort und prallte so entsetzt zurück, daß mein Kopf an die Lehne des Sanktens schlug. Natürlich erwachte ich dadurch.“

Schon zwei Tage darauf hatte ich in Gesellschaft meiner Engländerin den Traum ver-

gessen, aber in der dritten Nacht wiederholte er sich mit verblüffender Genauigkeit all seiner Einzelheiten. Sie werden begreifen, meine Herrschaften, daß mich die ganze Geschichte zu quälte begann. Das Merkwürdigste an der Sache war das genaue Wiedererscheinen desselben Hauses und des Leichenwagens, vor allem jedoch der Kleidung und des Gesichts dieses Knaben, der mich jedesmal mit der gleichen Freundlichkeit zum Betreten des Wagens einlud. Ich hatte mir ganz genau seinen Spencer gemerkt, ebenso die Vorstöße und die kleinen Metallknöpfe, dann seine lichten Haare und seine grauen Augen, die Fischaugen gleichsam, weit voneinander gesetzt waren. Im übrigen werden Sie zugeben, meine Herrschaften, daß ich in Anbetracht der fortwährenden Wiederkehr dieses Traumes Grund hatte, unruhig zu werden.

Einige Wochen darauf reiste ich nach Paris, wo ich im selben Hotel wie meine Engländerin abstieg. Wir kamen des Abends, gerade zur Souperstunde, in Gesellschaft noch einiger Bekannten an. Ich kleidete mich rasch um und ging dann zum Lift, um in den Speiseaal hinunterzufahren. Auf dem Korridor angelangt, erblickte ich meine Bekannten, die sich ebenfalls zum Lift begaben. Ich trat als erster an den Aufzug heran und drückte auf den Knopf der elektrischen Glode. Nach einer Weile vernahm ich das dumpfe Poltern des Fahrstuhls, dann öffnete sich die Tür und ich prallte zurück, als hätte ich den Tod erblickt. Vor mir stand ein etwa fünfzehnjähriger Knabe mit lichtein Haar und grauen Fischaugen, bekleidet mit einem schwarzen Spencer mit Vorstößen und Metallknöpfen, kurz gesagt, derselbe Knabe, den ich im Traum gesehen hatte. Er trat aus dem wartenden Fahrstuhl hervor und gab mir mit freundlicher Handbewegung zu verstehen, ich möchte eintreten.

Ich gestehe offen, daß mir vor Entsetzen die Haare zu Berge standen. Wie geistesabwesend starrte ich ihn einen Augenblick an und ließ dann atemlos über die Stiege hinunter. Ganz verflört legte ich mich in der Halle in einen Schaukelstuhl, krampfhaft bemüht, mich ein wenig zu fassen, denn ich fühlte, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Und . . . ich weiß nicht . . . einige Sekunden waren inszwischen verstrichen, — vielleicht waren es Minuten, — da hörte ich plötzlich einen furchtbaren Aufschrei, dann ein dumpfes Poltern und ich wurde bestimmungslos.

Als ich wieder zu mir gekommen war, sah ich in der Halle menschliche Körper, eingewickelt in blutbefleckte Leintücher.

Auch der Knabe war ungetroffen, wie ich später hörte.

Und jetzt möge sich das erklären, wer will. Sie aber, meine verehrten Herrschaften, nennen mich nicht grundlos einen Skeptiker, denn wäre das alles jemand anderem passiert, so würde ich es bestimmt nicht glauben.

(Nat. Uebersetzung aus dem Polnischen.)

D' umdrahte Natur.

Von Hans Frauengruber.

Der Haltermischerl geht zum Pfarrer beichten. Auf an Papierl hat er schön sauber seine Sünden aufgeschrieben und lest's halt brav her füranand, bis er fertig is.

Der Pfarrer mag aber frei nit glauben, daß a Halterbua nit mehra ang'stellt hätt', drum fragt er 'n scharf: „Na, und sin hast nit tan? Dent nur nach, leicht fällt dir no war ei!“

Der Michel sumiert a Weil — gach sagt er: „Han's scho ba der Flüg!“

„Was denn?“ fragt der Pfarrer.

„Ah, 's wird wohl dena foa Sünd' nit sei döselbig.“

„Sag's nur, eppa is 's do' oane!“

Der Michel beutelt wieder 'n Kopf: „I moan dena, i log's gen nit.“

„Sag's nur, schreit der Pfarrer, „s is g'wis was Schiach's?“

„A na, Schiach's is grad nit, aber —“

„So reb' nur, was hast aft ang'stellt?“

„D' Natur han i umdraht!“

„Dö Sünd' is'n geistlig'n Herrn fremd. „Wia dö's?“ wundert er sich, „wia hast'n da tan dabei?“

Der Halterbua schaut a wen'g unmanand, aft sagt er:

„Joag'n lunt i Ent's wohl — aber da herinat, hinter'n Altar, da geht's nit; draufft vor'n Speisgatter — da gang's!“

Der Pfarrer nimmt'n Buam ba der Hand und fäher'n stad aufi, a wen'g zap, 's lunt dona was sei, was si' da herinat nit g'hört — aber d' Kir'n 's loar, es facht' noamad.

„Joag's halt“, wispelt er, „aber schleunt!“

Der Michel geht zan Speisgatter, aft buckt er si, aft legt er d' Händ auf'n Boden und gach — steht er auf'n Kopf.

Nicht! — hioz facht er bau Kirch'ator aufi die ganz Natur umdraht und herinat d' Heiligenbilder und gar'n geistlig'n Herrn a. Woast nit, ob si' dö's g'hört!

Derweil der Pfarrer dö unache Sünd anschaut, lantau just ban Tor zwon Dirndl'n eina, dö a genu beicht'n gango.

Wia dö'n Haltermischerl kopfsteh'n seh'n, fäher'n aus bau Tempel und die Stegauer'n Beberl jähreit: „Na, heunt geh' i dir net beicht'n! Hast g'sehn, was der Herr Pfarrer grad für a Buag aufgibt?“

Gerecht und streng forreht!

Ein Wanderbüsch kommt seines Weges gezogen. Das Geld ist alle, doch sein Magen knarrt. Er kann nicht weiter, erst muß er seinen Hunger stillen. Das nächste Gasthaus hält ihn fest. Er läßt sich schüchtern Speisen und Getränke reichen. Mit Bangen und doch mit Behagen verzehrt er alles. In einem unbewachten Augenblick ist er verschwunden. Der Wirt und auch die Gäste erkennen nach und fangen ihn. Der „Bagabund“ wird abgeführt und wegen seines Hungers muß er sitzen.

Zo ist's gerecht und streng forreht!

Die Börse hatte einen schwarzen Tag. Aus unbekanntem Gründen sinken eine Reihe Kurse. Manch schönes Geld und viel Erspartes ist dahin. In einer Hand vereint sind die gesunkenen Papiere. Ein Umschwung folgt und läßt die Kurse unauffhaltsam steigen. Ein gelungener Börsentrick nur hi's gewesen, was die Papiere sinken ließ. Was viele eingebüßt, gewinnt nun einer. Je größer die Verluste der andren, desto größer ist jetzt sein Verdienst. Auf absichtlich und bewußt herbeigeführtes Unglück und auf zerbrochenen Existenzen baut er sich seinen Wohlstand auf.

Zo ist's gerecht und streng forreht!

R. Sch.

Eine Robinsonade.

„Die Reisen des Aaron West.“ Roman von John Knittel. Verlag Drell Kitzli, Zürich-Leipzig. (Preis 1.80 Mark, gebunden 6.40 Mark.) Was ist doch dieser Aaron West für eine prächtige, lebensvolle Gestalt! Nur einer, der aus dem Vollen schöpft, ein Dichter und großer Erzähler wie John Knittel konnte sie schaffen. Aaron West ist Seemann, Kapitän sogar, anfangs weniger von Beruf als von Geburt: „Weshalb Aaron West sich Kapitän nennen ließ, wußte niemand; Tatsache aber war, daß ihn jeder so anredete.“ Von seinem Vater erbt er mit 22 Jahren ein Schiff, die „Deborah“, er nimmt den Schnellzug nach Liverpool, nachdem er vorher noch rasch Visitenkarten für Kapitän Aaron West bestellt hatte. Die „Deborah“ erweist sich als ein alter, secun-därlicher Kasten. Zum Glück hat ihm Vater außerdem 25.000 Pfund hinterlassen, in einigen Tagen ist er Eigentümer der „Rose“, eines Schoners von 25 Tonnen, bricht die heimati-chen Zelte ab und dann geht es in die weite Welt, aus der er das erste Mal erst nach zwölf Jahren zurückkehrt. Der rauhe Seebär kennt das Meer, doch nicht die Frauen und als er daher eine Frau, nicht ganz aus eigenem Willen freit, macht er üble Erfahrungen. In zauberhafter Einsamkeit auf einer weltfernen Insel entdeckt er ein anderes Weib, eine goldene Tochter Coas, ein bezauberndes Wesen, eine Halbstarbe, zu der er in Liebe erglüht. Daran wird eine Robinsonade, denn immer wieder kehrt Aaron West zu der einsamen Koralleninsel zurück, bis er auf seiner letzten Reise das geliebte Wesen, das sein Weib ge- worden war, tot und begraben findet. „All dies war vor mehr als 20 Jahren geschehen, aber die Erinnerung an Sonna bereitet ihm noch immer Schmerz.“ John Knittels Schil-derungen sind lebendig, farbenprächtig und phantasiereich, seine Romangestalten sind nicht Schemen, sondern blutwarme Menschen. Ein Erzähler, der den Leser in seinen Bann zieht, ein Schöpfer und ein großer Künstler, dessen Darstellungen man bewundernd folgt. r.

Was mancher nicht weiß.

Die älteste und größte steinerne Brücke der Welt ist die über die Donau bei Regensburg. Sie hat eine Länge von 312 Metern, ist sieben Meter breit und wurde von 1135 bis 1146 von Herzog dem Stolz erbaut.

Anfang vorigen Jahres erzeugten dreizehn amerikanische Automobilfabriken in einem Mo- nat so viel Automobile, als 91 deutsche Auto- mobilfabriken in einem ganzen Jahre.

In Indien wird jetzt auf etwa 1500 Qua- dratkilometer Land Tee angebaut. Der indi- sche Tee ist als Getränk viel stärker als der chinesische. Man erzielt mit einem Pfund indi- schen Tees 30 Liter Aufguss; ein Pfund chine- sischer Tee würde nur 20 Liter Aufguss von derselben Stärke ergeben.

Nach Anzeichnungen in tibetanischen Klöstern sollen sich im hinteren, unzugänglichen Karakorumgebiet eine Reihe von Gipfeln be- finden, die nach europäischem Maße höher sein sollen als 9000 Meter. Sie würden also den Tschomolungma, den die Engländer Everest nennen, noch überragen.

Das menschliche Herz schlägt in jeder Stunde durchschnittlich 5000mal. Im Alter von 60 Jahren hat das Herz 2.629.800.000mal geschlagen.

Die beiden Seiten des menschlichen Ge- hirns sind niemals einander völlig gleich. Das rechte Ohr z. B. hört ein wenig höher als das linke und in 70 von 100 Fällen ist das eine Auge schärfer als das andere.

Der russische Kaiser besaß so viel und so große Güter, Wälder usw., daß deren Gesamt- fläche der Fläche des ganzen europäischen Deutschland der Vorkriegszeit gleichkam. Diese Güter bracht er ihm jährlich netto 150 Mil- lionen Mark ein.

Als der Besitzer der „Times“ seine Tochter verheiratete, schenkte er ihr als Mitgift das Ertragnis einer einzigen Inseratenspalte sei- ner Zeitung. Es wurde damals festgestellt, daß diese Mitgift reicher war als irgendeiner Prin- zessin aus dem englischen Königshause.

Was interessiert die jungen Zeitungsleser?

Das pädagogische Seminar der Universität Köln hat eine Enquete über die Frage: Was liest die Jugend in der Zeitung? veranstaltet. Es ergab sich, daß 36,5 Prozent der Knaben und 27 Prozent der Mädchen im Alter von 13 bis 14 Jahren illustrierte Zeitschriften lesen. 19 Prozent der Knaben und 23,5 Prozent der Mädchen dieses Alters lesen religiöse Zei- tschriften. Aber das religiöse Alter geht rasch vorüber. Von den Fünfzehn- bis Siebzehn- jährigen beschäftigen sich nur noch 1,8 Prozent der Jungen und 3,4 Prozent der Mädchen mit religiösen Zeitschriften. In dieser Altersstufe verschlingen die Burschen die Sportzeitungen und den Sportteil der Tageszeitungen, die Mädchen bevorzugen den Roman und das Feuilleton. Für die Wöchblätter haben auffal- lenderweise die Mädchen das größere Interesse. Den politischen Teil der Tageszeitungen lesen 13 Prozent der männlichen Jugend und nur 3,5 Prozent der weiblichen. Die Tagesschro- nik in den Zeitungen verfolgen 29 Prozent der Knaben. Die Mädchen bevorzugen Naturauf- nahmen (30,4 Prozent), Bilder von Künstlern und Schauspielern und Modebilder. — Es wäre interessant, hierzulande eine ähnliche Enquete durchzuführen.

Allerlei.

Kleiderstoff und Sonnenlicht. Die für die Gesundheit so bedeutsamen ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes sollen auch nach Möglichkeit die die Haut bedeckenden Kleider durchdringen. Mehrere amerikanische Gelehrte haben nun auf Grund eingehender Unter- suchungen festgestellt, daß helle Baumwoll- und Leinenstoffe die ultravioletten Strahlen am leichtesten durchlassen, ebenso auch weiße Natur- seide. Baumwolle und Leinen verhalten sich, sofern ihr Gewebe von derselben Dichtigkeit ist, dem Licht gegenüber ganz gleich, wogegen Wollestoffe nur halb so viel Strahlen durch- lassen wie Baumwolle, Leinen und Naturseide. Wichtig ist ferner die Tatsache, daß die Durch- lässigkeit für die ultravioletten Strahlen durch die Dunselfärbung der Stoffe stark vermindert wird, wie denn auch alte oder bereits vergilbte Gewebe weniger durchlässig sind als neue Stoffe. Am besten dringen die Strahlen durch locker gewebte Stoffarten, bei denen die Ge- webefäden durch kleine Zwischenräume vonein- ander getrennt sind.

Eine seltsame Gabe des Meeres. Eine eigenartige Kostbarkeit ist jetzt von einer eng- lischen Firma in ihren Gewölbem in London geborgen worden. Es sind zwei Zentner eines seltenen und geheimnisvollen Stoffes, dessen einzelne Stücke wie dunkles Bienenschwamm aus- sehen. Es ist die größte Menge Amber, die je- mals von einem einzigen Walfisch nach London gekommen ist. Der Amber ist ja der Gallenstein

des Bottwals, eine krankhafte Bildung in sei- nem Darm, die sich meist in kleinen Stücken, bisweilen aber auch in großen Massen auf dem Meer schwimmend vorfindet. Man benutzte die- sen eigentümlich angenehmen riechenden Stoff früher als nerven- und magenstärkendes Mit- tel, auch die Köche verwendeten Amber, um ihren Speisen ein wundervolles Aroma zu verleihen. Heute ist diese graue Substanz ein unentbehrlicher Stoff für die Parfümindustrie. Die riesige Amber-Menge, die in einer Nacht zu Ausland auf Neeseeland entdeckt wurde, hat die beiden Söhne, zwei Brüder, zu reichen Leuten gemacht. Hätten sie das mächtige Stück, das wie dunkles Treibholz aussah, nicht in seinem Wert erkannt, dann wären sie achlos an ihrem Glück vorübergegangen. Man schätzt die Summe, die für diese Amber-Menge ge- zahlt wird, auf etwa eine halbe Million Mark. Die größte Amber-Masse, die bisher überhaupt je gefunden wurde, trieb vor etwa 30 Jahren an den Strand einer der Azoren-Inseln; sie wog 500 Zentner; niemand wußte, wo diese Gabe der toten Riesenwale herkam; sie mußte wohl viele Jahre lang mit den Strömungen des Ozeans getrieben sein.

Weiteres.

Eine wahre Geschichte aus dem heutigen Rußland. Kalinin fragt auf einer seiner Inspektionsreisen den Ältesten des besuchten Dorfes: „Bist du zufrieden mit dem neuen Re- gime? Ist es nicht besser als das alte?“ — „Nun,“ antwortet der Bauer, „wie man's nimmt. Früher hab ich drei Paar Hosen gehabt, jetzt hab' ich ein Paar.“ — „Winn's weiter nichts ist!“ sagt Kalinin. „In Afrika, Genosse, gibt es Vögel, die haben überhaupt keine Ho- sen.“ — „Ah...“ so lang sind schon die Bolschewiken dort?“

Der gefährliche Stamm. Zwei Geschäfts- leute trafen sich vor der Tür des Sitzungssaales der Generalversammlung einer Aktiengesell- schaft. — „Um Gotteswillen,“ jagte der eine, „gehen Sie da nicht mit Ihrer brennenden Zi- garette hinein!“ — „Warum nicht?“ — „Wis- sen Sie — da drinnen sitzen lauter Stroh- männer!“

Die gnädige Frau hockt in der Bar. Flir- tet mit dem Mixer. Auf Teufelkommtaus. End- lich versucht sie ein Gespräch. „Was ist denn das für ein neuer Schläger?“ — „Ich werde die Kapelle sofort fragen,“ antwortete der Mixer. Unterdessen kommen neue Gäste. Hal- ten den Mixer auf. Endlich nach zehn Minuten kann er zur Kapelle gehen und antwortet der gnädigen Frau, die längst nicht mehr an die Frage denkt: „Heut geh ich mit der Frieda —.“ — „Schade,“ bedauert gnädige Frau, „hast es Ihnen dann morgen?“

Kindermund. Rudi ist sieben Jahre alt und wird in einem evangelischen Kinderheim erzogen. Er hat seine Handschuhe verloren und versucht, sich mit einer Nige herauszuhelfen. Die junge Erzieherin will ihm das Häßliche seiner Handlungsweise klar machen und ihm nahelegen, Gott um Verzeihung zu bitten. Sie schließt ihre Ermahnungen mit den Worten: „Sieh mal, durch die Lüge hast du eine Sünde begangen und deinen Mund beschmutzt. Was meinst du, womit kannst du dich wohl jetzt am besten reinigen?“ — Schluchzend kommt die Antwort: „Mit Zahnbürste und Zahnpasta!“

Erinnerung. „Ich glaube immer, wenn du ein schönes Mädel siehst, vergißt du, daß du verheiratet bist.“ — „Aber im Gegenteil, dann denke ich erst recht daran.“